

Schnurkeramik am südlichen Oberrhein

Anlässlich der Voruntersuchung eines Neubaugebietes wurde 1974 in Mengen im Gewann „Löchleacker“ eine Konzentration von 12 Scherben gefunden, die offensichtlich alle zu einem Gefäß gehören. Da die Funde beim Abschieben mit der Planierraupe zutage traten, war lediglich ihre Lage in etwa 40 cm Tiefe zu erkennen; eindeutige Aussagen zum Charakter dieses Fundes lassen sich nicht machen, da eine Grab- oder Siedlungsgrube nicht beobachtet werden konnte.

Weil aber sehr viele Scherben dieses einen Gefäßes und keine Reste weiterer Gefäße gefunden wurden und weil auch Steingeräte und Tierknochen fehlen, dürfte es sich hier um die keramische Beigabe eines nicht erkennbaren und unerkannt zerstörten Grabes handeln. Diese Vermutung wird dadurch erhärtet, daß die meisten Bruchkanten einen frischen Eindruck machen.

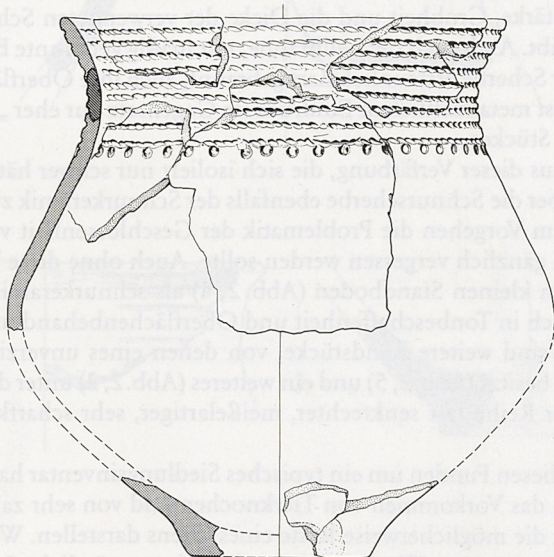


Abb. 1: Mengen, Gem. Schallstadt, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald, „Löchleacker“ Zeichnung: W. Nestler. M. 1:3

Durch Machart, Form und Verzierung fügt sich unser Gefäß (Abb. 1) zwanglos ein in die in Südbaden immer noch recht seltene Kultur der Schnurkeramik. Der breite, gedrückte Becher besitzt ein stark S-förmig geschweiftes Profil, einen kugelig ausladenden Bauch und einen schmalen abgesetzten Standfuß. Die Halszone weist eine Verzierung aus neun horizontalen Linien auf, die durch Eindrücken einer stark gezwirnten Schnur in den noch weichen Ton entstanden. Eine zehnte Linie bildet den unteren Abschluß dieser Zierzone, sie setzt sich aus Eindrücken zusammen, die mit einem runden und innen hohlen Gegenstand, einem Stengel vielleicht, einem Stöckchen oder einem kleinen Röhrenknochen, angebracht wurden.

Nach der Kürze der Verzierungszone, etwa Dreiviertel des Gefäßes bleiben unverziert, sowie nach der rundbauchigen Form handelt es sich um einen „Becher mit kurzer Schnurzone“, wie er für die Frühphase der Schnurkeramik typisch ist. Eine sehr gute Entsprechung zum Mengener Becher konnte 1989 in Stetten an der Donau geborgen werden. Die breite,

rundbauchige Form und der abgesetzte kleine Standboden lassen sich ebenso vergleichen wie die kurze Schnurzone, die sogar ebenfalls aus neun Linien besteht, lediglich die abschließende Reihe runder Eindrücke fehlt. Wegen der erheblich besseren Beobachtungsmöglichkeiten konnten in Stetten nicht nur die Lage des Bechers und weiterer Beigaben sowie des Skelettes festgehalten werden, sondern auch die Grabgrube und der sie umgebende Kreisgraben. Der räumlich am nächsten liegende Becher mit kurzer Schnurzone, einer der beiden aus einem Grab vom Gewann „Behans“ in Sasbach, unterscheidet sich dagegen durch abweichende Proportionen und geringere Höhe.

Weitere Neufunde der Schnurkeramik stammen aus Eichstetten. Bei der Ausgrabung des merowingerzeitlichen Gräberfeldes auf dem Wannenberg konnten 1975 auch drei ältere, randlich zum Gräberfeld liegende Verfärbungen teilweise oder komplett ausgegraben werden, von denen zumindest der Befund 75/41 als der unterste Teil einer langovalen, wannenförmigen Siedlungsgrube anzusprechen ist.

Das in unserem Zusammenhang wichtigste Fundstück lieferte Befund 42: Eine wie in Mengen mit horizontalen Schnurlinien verzierte Randscherbe (Abb. 2, 1), die sich schon durch ihre Größe, Wandstärke, Grobheit und die Dicke der verwendeten Schnur als Siedlungsware zu erkennen gibt. Anders als der hellbraune, nur mäßig gebrannte Becher aus Mengen ist die Eichstettener Scherbe erstaunlich hart gebrannt, auch ihre Oberfläche ist griffig-hart und macht einen fast metallzeitlichen Eindruck im Gegensatz zur eher „weichen“ Oberfläche des Mengener Stückes.

Weitere Scherben aus dieser Verfärbung, die sich isoliert nur schwer hätten einordnen lassen, können nun über die Schnurscherbe ebenfalls der Schnurkeramik zugewiesen werden, ohne daß bei diesem Vorgehen die Problematik der Geschlossenheit von Inventaren aus Siedlungsbefunden gänzlich vergessen werden sollte. Auch ohne diese Vergesellschaftung hätte man wohl den kleinen Standboden (Abb. 2, 4) als schnurkeramisch angesprochen. Weitgehend identisch in Tonbeschaffenheit und Oberflächenbehandlung mit der schnurverzierten Scherbe sind weitere Randstücke, von denen eines unverziert ist (Abb. 2, 3), eines Randkerbung besitzt (Abb. 2, 5) und ein weiteres (Abb. 2, 2) unter dem stark ausladenden Rand mit einer Reihe fast senkrechter, meißelartiger, sehr scharfkantiger Eindrücke verziert ist.

Daß es sich bei all diesen Funden um ein typisches Siedlungsinventar handelt, wird zusätzlich bestätigt durch das Vorkommen von Tierknochen und von sehr zahlreichen Brocken gebrannten Lehms, die möglicherweise Reste eines Ofens darstellen. Weitere 29 Scherben dieser Grube sind unverzierte Wandscherben, die keine zusätzliche Information liefern und nur allgemein neolithisch datiert werden können. Unter ihnen befindet sich die kaum gebogene Wandscherbe eines sehr großen Vorratsgefäßes (Abb. 2, 6), die außen eine leichte, wie gezogene wirkende Schlickrauhung aufweist. Zu dieser Art der Aufrauhung lassen sich wiederum wenn auch nicht sehr häufige Parallelen in der Schnurkeramik finden. Eine außen hellbraune, innen schwarze Wandscherbe (Abb. 2, 8) weist eine schwache, verschliffene Rille auf und ist ebenso untypisch wie die winzige Randscherbe (Abb. 2, 7).

Tonbeschaffenheit und Oberflächenbehandlung verbinden nun die Schnurkeramik aus Befund 42 mit einem Gefäßrest aus der weniger als einen Meter entfernten Grube 41, deren Füllmaterial dem der Verfärbung 42 gleicht, in beiden Fällen handelt es sich um beige-braunen, festen Lößlehm. Diese Randpartie eines Vorratsgefäßes (Abb. 3, 6) ist wiederum mit einer Eindruckreihe am Hals verziert, die hier jedoch nicht mit einem meißelartigen Gerät gefertigt wurde, sondern durch das Eindringen von Fingerkuppe und -nagel. Ein Flachbodenfragment (Abb. 3, 5) weicht in Farbe und Tonqualität so ab, daß es nicht zu demselben Gefäß gehören kann. Ein gutes Dutzend unverzierter Wandscherben bleibt wenig aussagefähig. Auch bei dieser Grube wird der Siedlungscharakter deutlich, wie ein Mahlsteinfragment (Abb. 3, 9) und das Schneidenfragment eines Felsgesteinbeiles (Abb. 3, 8) zeigen.

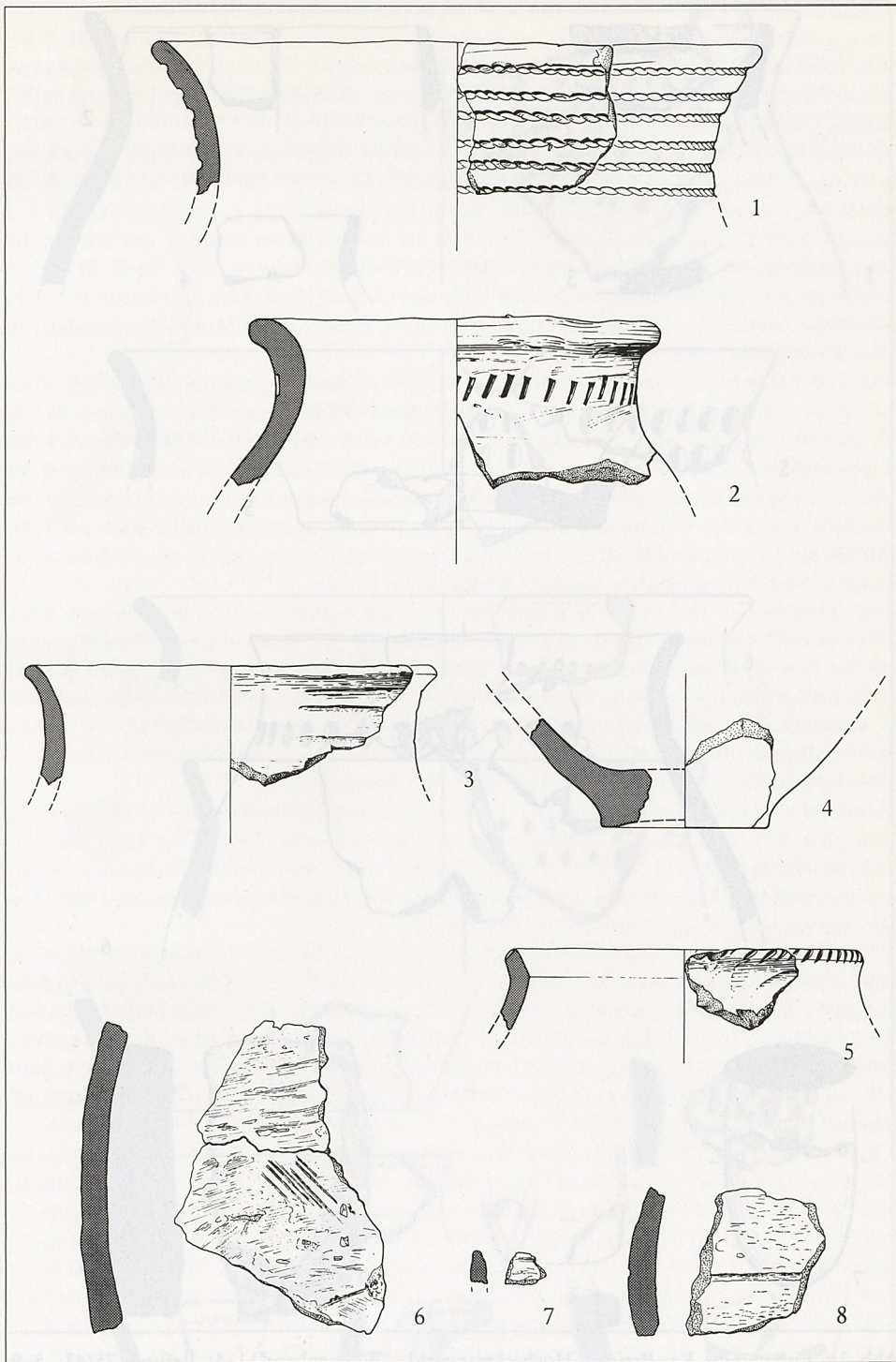


Abb. 2: Eichstetten, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald, „Wannenberg“ Befund 75/42. Zeichnung: W. Nestler, R. Plonner. M. 1:3

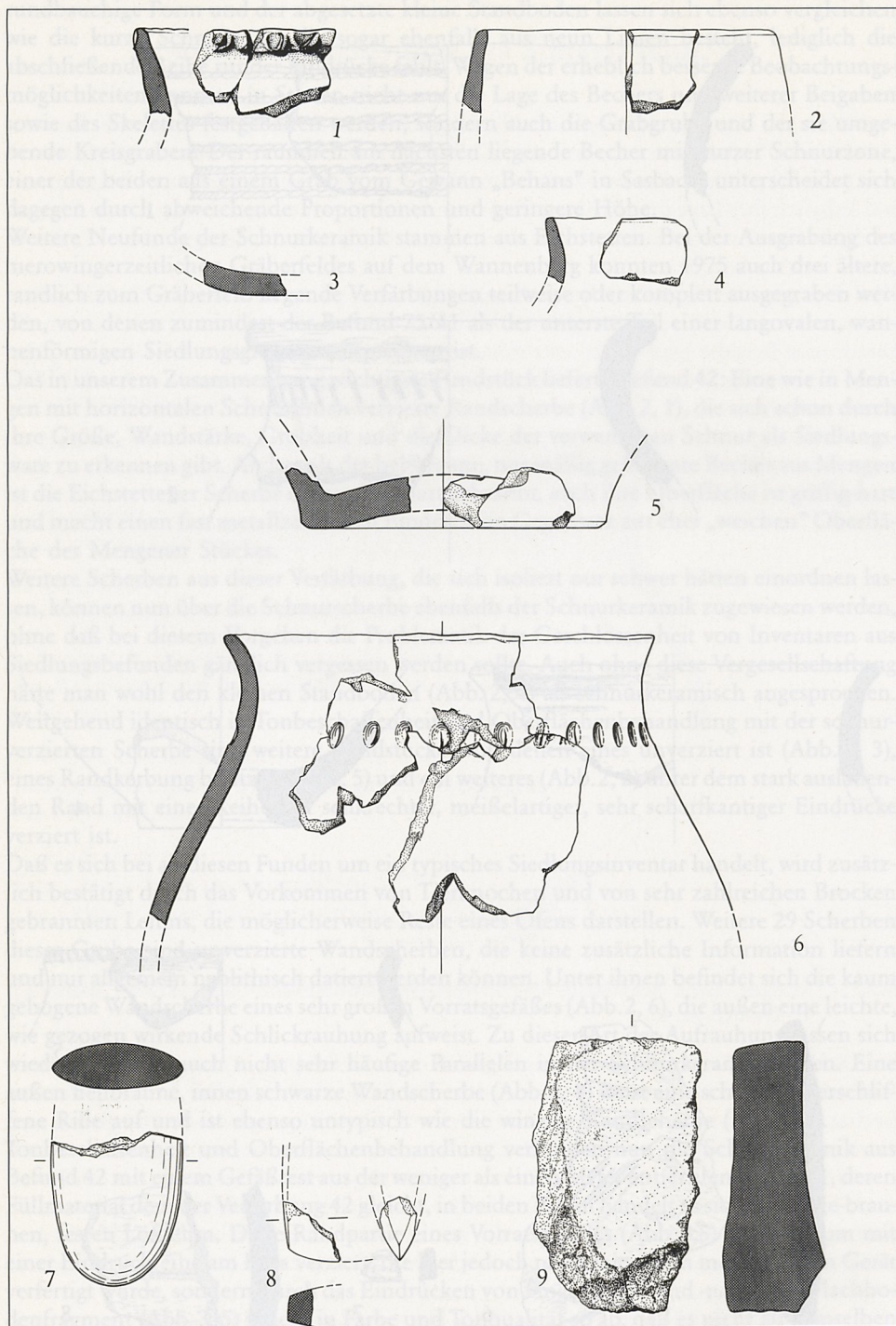
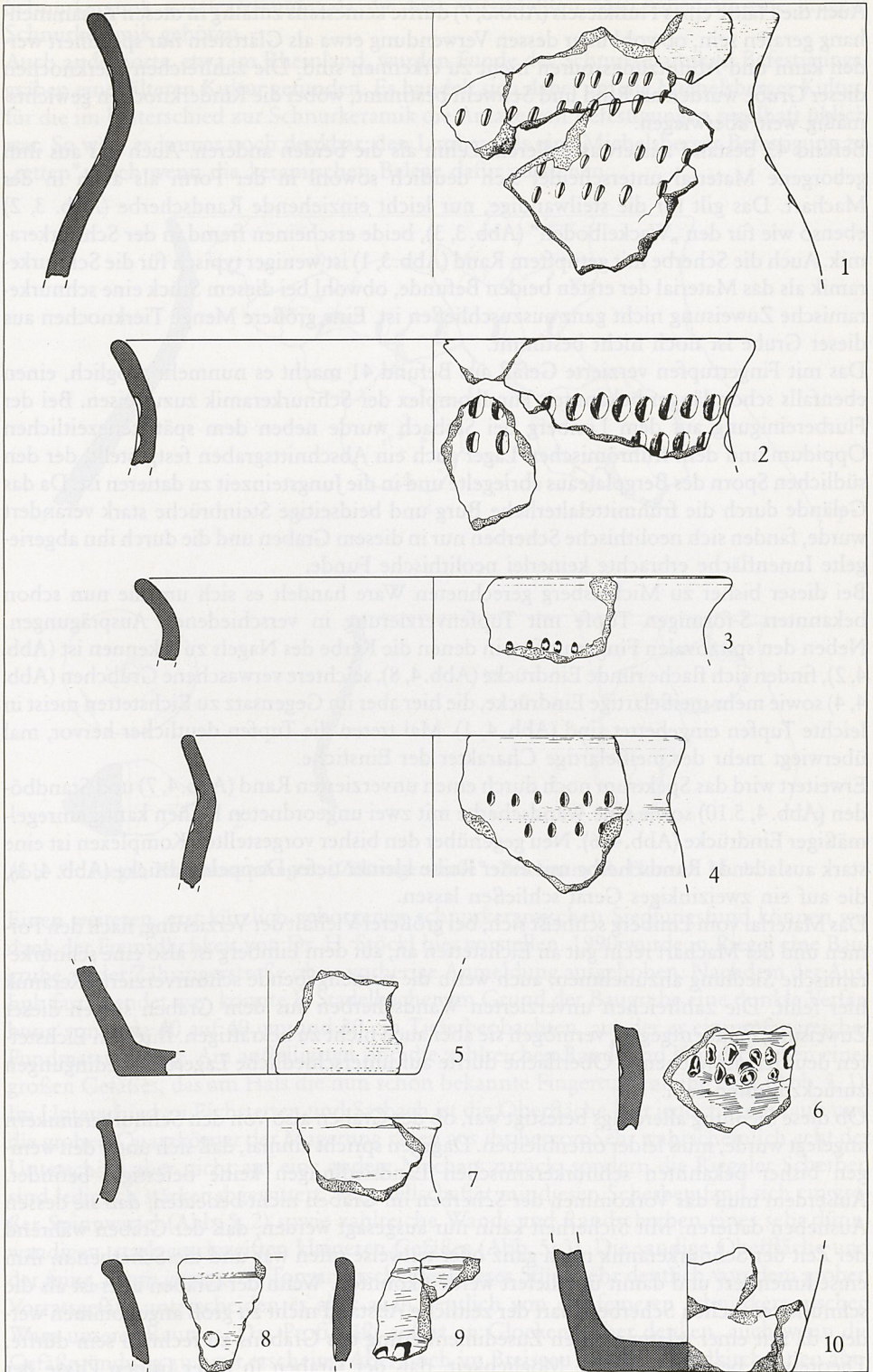


Abb. 3: Eichstetten, Kr. Breisgau-Hochschwarzwald, „Wannenberg“ 1–4: Befund 75/43; 5–9: Befund 75/41. Zeichnung: W. Nestler, R. Plonner. M. 1:3

Abb. 4: Sasbach, Kr. Emmendingen, „Limberg“. Zeichnung: R. Plonner. M. 1:3.



Auch die Hälfte eines Flußkiesels (Abb. 3, 7) dürfte keinesfalls zufällig in diesen Zusammenhang geraten sein, obwohl über dessen Verwendung etwa als Glättstein nur spekuliert werden kann und Abnutzungsspuren nicht zu erkennen sind. Die zahlreichen Tierknochen dieser Grube wurden als Rind und Schwein bestimmt, wobei die Rinderknochen gewichtsmäßig weit überwiegen.

Befund 43 bestand aus etwas hellerem Lehm als die beiden anderen. Auch das aus ihm geborgene Material unterscheidet sich deutlich sowohl in der Form als auch in der Machart. Das gilt für die steilwandige, nur leicht einziehende Randscherbe (Abb. 3, 2) ebenso wie für den „Wackelboden“ (Abb. 3, 3), beide erscheinen fremd in der Schnurkeramik. Auch die Scherbe mit getupftem Rand (Abb. 3, 1) ist weniger typisch für die Schnurkeramik als das Material der ersten beiden Befunde, obwohl bei diesem Stück eine schnurkeramische Zuweisung nicht ganz auszuschließen ist. Eine größere Menge Tierknochen aus dieser Grube ist noch nicht bestimmt.

Das mit Fingertupfen verzierte Gefäß aus Befund 41 macht es nunmehr möglich, einen ebenfalls schon länger bekannten Fundkomplex der Schnurkeramik zuzuweisen. Bei der Flurbereinigung auf dem Limberg bei Sasbach wurde neben dem spätlatènezeitlichen Oppidum und dem frühromischen Lager auch ein Abschnittsgraben festgestellt, der den südlichen Sporn des Bergplateaus abriegelte und in die Jungsteinzeit zu datieren ist. Da das Gelände durch die frühmittelalterliche Burg und beidseitige Steinbrüche stark verändert wurde, fanden sich neolithische Scherben nur in diesem Graben und die durch ihn abgeriegelte Innenfläche erbrachte keinerlei neolithische Funde.

Bei dieser bisher zu Michelsberg gerechneten Ware handelt es sich um die nun schon bekannten S-förmigen Töpfe mit Tupfenverzierung in verschiedenen Ausprägungen. Neben den spitzovalen Fingertupfen, in denen die Kerbe des Nagels zu erkennen ist (Abb. 4, 2), finden sich flache runde Eindrücke (Abb. 4, 8), seichtere verwaschene Grübchen (Abb. 4, 4) sowie mehr meißelartige Eindrücke, die hier aber im Gegensatz zu Eichstetten meist in leichte Tupfen eingebettet sind (Abb. 4, 1). Mal treten die Tupfen deutlicher hervor, mal überwiegt mehr der meißelartige Charakter der Einstiche.

Erweitert wird das Spektrum noch durch einen unverzierten Rand (Abb. 4, 7) und Standböden (Abb. 4, 5.10) sowie eine Wandscherbe mit zwei ungeordneten Reihen kantig-unregelmäßiger Eindrücke (Abb. 4, 6). Neu gegenüber den bisher vorgestellten Komplexen ist eine stark ausladende Randscherbe mit einer Reihe kleiner tiefer Doppeleindrücke (Abb. 4, 3), die auf ein zweizinkiges Gerät schließen lassen.

Das Material vom Limberg schließt sich, bei größerer Vielfalt der Verzierung, nach den Formen und der Machart recht gut an Eichstetten an, auf dem Limberg ist also eine schnurkeramische Siedlung anzunehmen, auch wenn die namengebende schnurverzierte Keramik hier fehlt. Die zahlreichen unverzierten Wandscherben aus dem Graben stehen dieser Zuweisung nicht entgegen, vermögen sie aber auch nicht zu bekräftigen. Ihre von Eichstetten deutlich abweichende Oberfläche dürfte auf unterschiedliche Lagerungsbedingungen zurückzuführen sein.

Ob diese Siedlung allerdings befestigt war, ob der Graben also von den Schnurkeramikern angelegt wurde, muß leider offenbleiben. Dagegen spricht einmal, daß sich unter den wenigen bisher bekannten schnurkeramischen Landsiedlungen keine befestigte befindet. Außerdem muß das Vorkommen der Scherben im Graben nicht bedeuten, daß sie dessen Ausheben datieren. Mit Sicherheit kann nur ausgesagt werden, daß der Graben während der Zeit der Schnurkeramik noch ganz oder teilweise offen war und die Scherben in ihm eingesiedimentiert und damit überliefert werden konnten. Wenn der Graben älter ist als die schnurkeramischen Scherben, darf der zeitliche Abstand nicht zu groß angenommen werden, da mit einer relativ raschen Zusedimentierung des Grabens zu rechnen sein dürfte. Theoretisch besteht noch die Möglichkeit, daß der Graben in einer frühen Phase der

Schnurkeramik angelegt wurde, da die hier vorgestellten Materialien in eine jüngere Schnurkeramik gehören.

Auch andernorts, etwa im Rheinland, wurden Funde der Schnurkeramik in Befestigungsgräben einer älteren Kultur gefunden. Es handelt sich dabei um die Michelsberger Kultur, für die im Unterschied zur Schnurkeramik die Anlage von Befestigungen regelhaft üblich war. So wäre es immer noch denkbar, den Limberg als eine Michelsberger Befestigung zu „retten“, auch wenn die keramischen Belege dafür ausstehen.

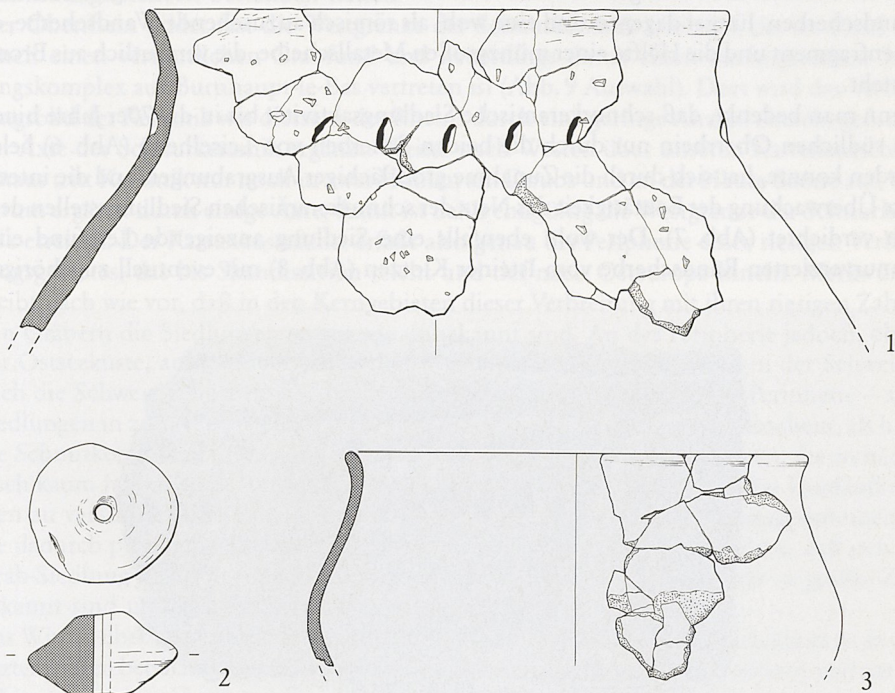


Abb. 5: Riegel, Kr. Emmendingen, „Zähringerstraße“. Zeichnung R. Plonner. M. 1:3

Einen weiteren, erst kürzlich geborgenen schnurkeramischen Siedlungsfund können wir dank der Freundlichkeit von Dr. H. Stöckl hier vorstellen. 1990 wurde in Riegel eine Baugrube an der Zähringerstraße ohne vorherige Anmeldung ausgehoben. Nachdem der Ausgrabung fast beendet war, konnte F. Stadelbacher am Grund der Baugrube eine dunkle Verfärbung von etwa 40 auf 40 cm und 30 cm Tiefe beobachten, aus der er ein umfangreiches Fundmaterial barg. Am auffälligsten sind die zahlreichen Rand- und Wandscherben eines großen Gefäßes, das am Hals die nun schon bekannte Fingertupfenreihe trägt (Abb. 5, 1). Im Unterschied zu Eichstetten und Sasbach ist die Oberfläche hier jedoch recht rau und die groben Quarzkörner der Magerung ragen aus ihr hervor. Sehr wahrscheinlich geht der Unterschied aber nicht auf eine andere Machart zurück, sondern die Riegeler Scherben sind lediglich stärker abgewittert. Vergesellschaftet mit diesen Scherben fand sich ein großer Spinnwirtel (Abb. 5, 2) sowie zahlreiche Wand- und Randscherben eines sehr dünnwandigen, stark geschweiften kleineren Gefäßes (Abb. 5, 3). Die sandige Oberfläche und der feine, kaum gemagerte Ton unterscheiden dieses Stück sehr deutlich von dem groben Vorratsgefäß, unterscheiden es aber auch deutlich von der feineren schnurkeramischen Ware unseres Raumes. Das Profil läßt sofort an Glockenbecher denken, auch wenn die Gefäßmündung zu breit erscheint. Aber noch im Breisgau gibt es in Feldkirch einen ähnl-

lich breiten und niedrigen, kesselförmigen Glockenbecher. Und die dünnwandigen, im Kern schwarzen, innen und außen rotbraunen Scherben lassen sich gut vergleichen mit dem Aufbau einer Glockenbechertasse aus Schallstadt, allerdings ist in Schallstadt im Gegensatz zu Riegel – noch – ein leuchtend roter Überzug vorhanden.

Ob das grobe Vorratsgefäß, der dünnwandig breite Becher – oder besser die Schale – und der Spinnwirtel überhaupt zusammengehören, läßt sich nicht entscheiden, weil weitere Funde deutlich machen, daß der Inhalt dieser Grube keineswegs homogen war. Eine große Öse ist deutlich älter und gehört in das mittlere Neolithikum, ebenso einige unverzierte Wandscherben. Jünger dagegen sind eine wohl als römisch anzusehende Wandscherbe, ein Eisenfragment und die Hälfte einer münzgroßen Metallscheibe, die vermutlich aus Bronze besteht.

Wenn man bedenkt, daß schnurkeramische Siedlungsaktivität bis in die 70er Jahre hinein am südlichen Oberrhein nur durch die beiden Scherben von Leiselheim (Abb. 6) belegt werden konnte, hat sich durch die Zunahme großflächiger Ausgrabungen und die intensivere Überwachung der Bautätigkeit das Netz der schnurkeramischen Siedlungsstellen deutlich verdichtet (Abb. 7). Der wohl ebenfalls eine Siedlung anzeigende Lesefund einer schnurverzierten Randscherbe vom Isteiner Klotzen (Abb. 8) mit eventuell zugehörigem



Abb. 6: Leiselheim, Gem. Sasbach, Kr. Emmendingen. Foto: P. Schreiber. M. 1:1

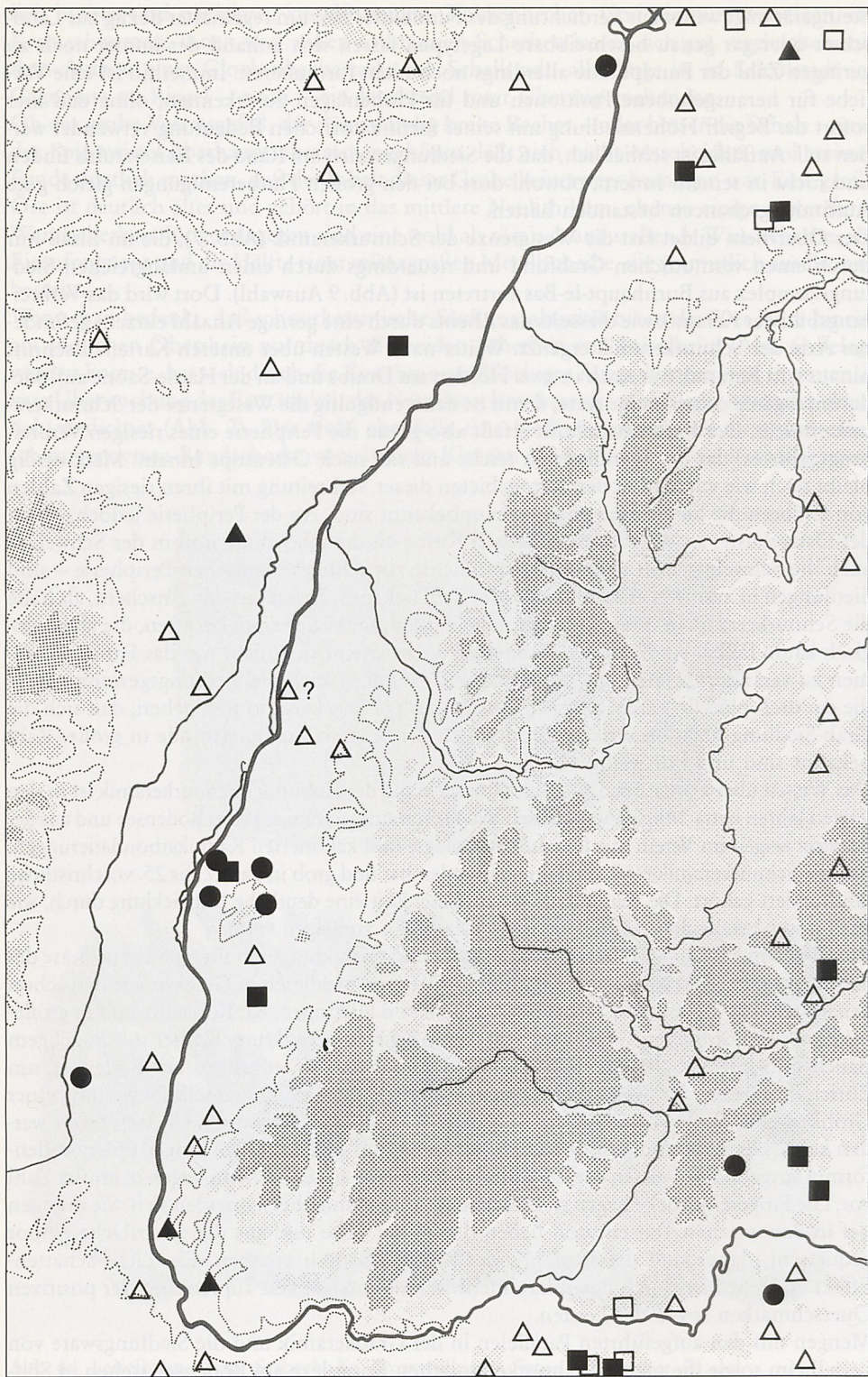
Steingerät trägt weiter zur Verdichtung des Fundbildes bei. Ein regelhafter Bezug zur Landschaft oder gar genau beschreibbare Lagetypen lassen sich anhand der immer noch zu geringen Zahl der Fundpunkte allerdings noch nicht formulieren. Immerhin ist eine Vorliebe für herausgehobene Positionen und für Höhenlagen zu erkennen, ohne daß hier sofort der Begriff Höhengründung mit seiner fortifikatorischen Bedeutung verwendet werden soll. Auffällig ist schließlich, daß die Siedlungen sich am Rand des Kaiserstuhls finden und nicht in seinem Innern, obwohl dort bei den großen Flurbereinigungen gleich gute Auffindungschancen bestanden hätten.

Der Oberrhein bildet fast die Westgrenze der Schnurkeramik (Abb. 7), die im Elsaß nur durch einen vermutlichen Grabfund und neuerdings durch einen umfangreichen Siedlungskomplex aus Burnhaupt-le-Bas vertreten ist (Abb. 9 Auswahl). Dort wird das Verbreitungsbild der Keramik wie diesseits des Rheins durch eine geringe Anzahl einzeln gefundener Äxte der Schnurkeramik ergänzt. Weiter nach Westen über unseren Kartenausschnitt hinaus tritt Keramik nur noch in zwei Höhlen am Doubs und an der Haute-Saône auf, wiederum ergänzt durch einige Äxte, damit ist dann endgültig die Westgrenze der Schnurkeramik erreicht. Der Kartenausschnitt erfaßt also genau die Peripherie eines riesigen Verbreitungsgebietes, das bis Skandinavien reicht und tief nach Osteuropa hinein. Merkwürdig bleibt nach wie vor, daß in den Kerngebieten dieser Verbreitung mit ihren riesigen Zahlen von Gräbern die Siedlungen so gut wie unbekannt sind. An der Peripherie jedoch, ob an der Ostseeküste, an der niederländischen Küste, an der Rheinlinie und in der Schweiz – auch die Schweiz gehört trotz ihrer Funddichte zur schnurkeramischen Peripherie – sind Siedlungen in zum Teil erstaunlich großer Zahl bekannt. Es hat fast den Anschein, als habe die Schnurkeramik in ihren Kernregionen Siedlungsgewohnheiten besessen, die archäologisch kaum faßbar sind. An den Rändern jedoch scheint sich nicht nur das Fundaufkommen zu verändern, gleichsam „auszufransen“, sondern auch die Siedlungsgewohnheiten, die dadurch plötzlich archäologisch faßbar werden. Das kann so weit gehen, daß sich die Grab-Siedlung-Relation umkehrt und wie in der Schweiz Siedlungsfunde in großer Zahl bekannt sind und nur wenige Gräber.

Das Wissen über Datierung, Dauer und Entwicklung der Kultur der Schnurkeramik ist in den letzten Jahren beträchtlich angewachsen. Neue Grabungsergebnisse vom Bodensee und aus der Schweiz zeigen im Verein mit Dendrochronologie und kalibrierten Radiokarbondatierungen, daß die Schnurkeramik etwa 300 Jahre bestanden hat und grob in das 27. bis 25. vorchristliche Jahrhundert gehört. Die Keramik macht in dieser Zeit eine deutliche Entwicklung durch, wie auch unser bescheideneres Material vom Oberrhein zu zeigen vermag.

Rundbauchige Becher mit kurzer Schnurzone sind charakteristisch für eine ältere Phase der Schnurkeramik. Das Mengener Exemplar findet gute Parallelen in Gräbern wie den schon genannten von Stetten und Sasbach sowie dem von Hilzingen, Kr. Konstanz und in größerer Zahl am nördlichen Oberrhein von Mannheim bis Frankfurt. Becher mit kugeligem Bauch und kurzer Schnurzone finden sich aber auch in Siedlungen am Bodensee, am Zürichsee und in der Westschweiz. Sie sind dort regelmäßig vergesellschaftet mit einer Grobkeramik, deren Form als Topf und deren Verzierung als plastisch charakterisiert werden kann. Getupfte und gekerbte Leisten sowie durch gegenständige Fingertupfen wellenförmig ausgebildete Leisten wie bei unserem Exemplar aus Leiselheim liegen in großer Zahl vor. Die Fingereindrücke liegen stets dicht zusammen und überschneiden sich. Sie drängen tief in den weichen Ton ein und haben diesen zur Seite und aus der Oberfläche empor gequetscht, daher sind die Tupfenränder häufig plastisch erhaben. Ein Licht-Schatten-Effekt entsteht hier durch das Zusammenwirken der negativen Tupfen und der positiven Quetschmarken sowie der Leisten.

Mengen mit den aufgeführten Parallelen in der Grabkeramik und die Siedlungsware von Leiselheim sowie die meisten schnurkeramischen Komplexe am Bodensee stehen in Süd-



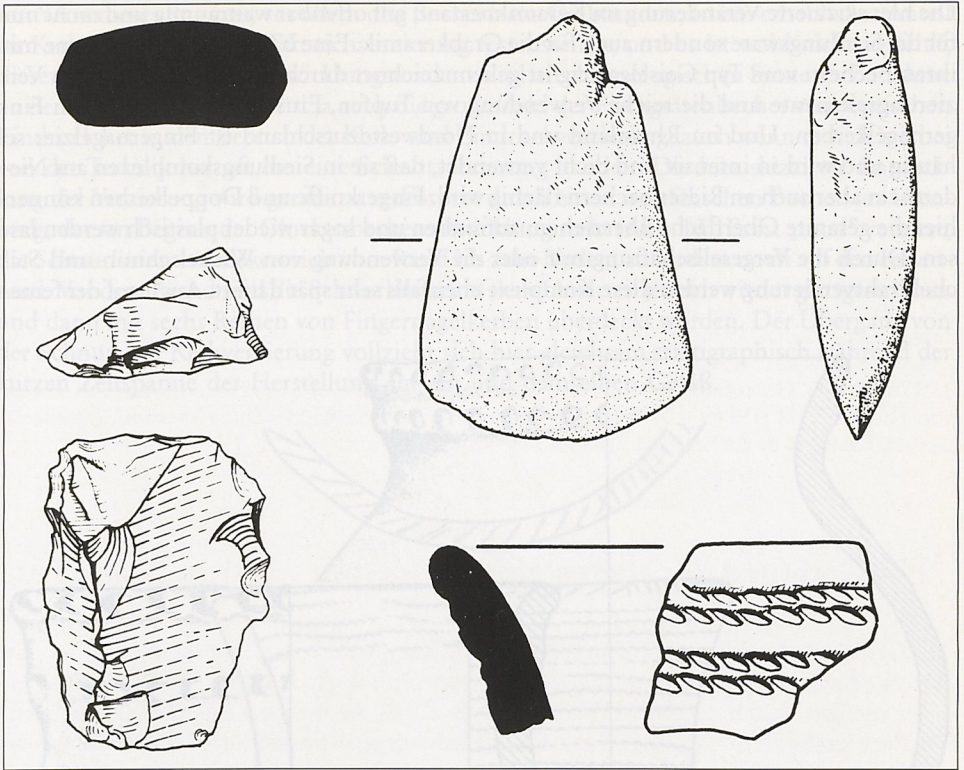


Abb. 8: Istein, Gem. Efringen-Kirchen, Kr. Lörrach, „Klotzen“. Zeichnung: C. Urbans. M. 1:2
 baden für diesen Horizont einer älteren Schnurkeramik. Bei den hier vorgestellten neuen Komplexen aus dem Breisgau fällt das Fehlen von Leisten auf, sieht man einmal vom abweichenden Befund 43 von Eichstetten ab, ebenso die Seltenheit der Schnurverzierung. Es hat den Anschein, als wende sich eine jüngere Schnurkeramik von der namensgebenden Schnurverzierung und der positiv-plastischen Verzierung ab, verzichte gänzlich auf Leistendekor und auf tiefe, die Oberfläche aufwölbende Tupfen. Die Schnurverzierung nimmt ab und die Tupfen und Einstiche stehen isoliert nebeneinander, berühren sich nicht und sind nur noch negative Verformungen der Oberfläche, jedes erhabene Zierelement fehlt. Diese Veränderungen der Zierweise im Breisgau spiegelt die allgemeine Entwicklung in Südwestdeutschland und der Schweiz wider. Sie wird nicht nur absolutchronologisch abgesichert und in zwei Horizonte aufgeteilt, für die als grobe Richtwerte etwa das 27./26. bzw. 25. Jahrhundert v. Chr. angenommen werden können. Auch der elsässische Komplex von Burnhaupt fügt sich mit seinen Kerb- und Tupfenleisten und seinem recht alten C-14-Datum gut in dieses Modell ein, und das Datum für den Schnurbecher aus Stetten ist fast ebenso alt. Die angenommene Entwicklung wird bestätigt durch die wenigen schnurkeramischen Stratigraphien mit mehreren Schichten. So finden sich in der Westschweiz Reihen isolierter Eindrücke und Tupfen stets in den jüngeren Schichten, die keine Leistenverzierung mehr enthalten und in denen die Schnurverzierung stark zurückgeht. Und gestützt wird diese Vorstellung noch dadurch, daß sich diese jüngere Schnurkeramik überall, am Bodensee, in der Ost- und Westschweiz, ausschließt mit der älteren Schnurkeramik der dichten tiefen Tupfen, der Leisten und Wellenleisten.

Abb. 7: Schnurkeramische Fundstellen am Oberrhein, gefüllt: Keramik; offen: Äxte; Kreis: Siedlung; Quadrat: Grab; Dreieck: Einzelfund.

Die hier skizzierte Veränderung im Keramikbestand gilt offenbar weiträumig und nicht nur für die Siedlungsware sondern auch für die Grabkeramik. Eine bayerische Lokalgruppe mit ihren Bechern vom Typ Geiseltasteig ist gekennzeichnet durch das Fehlen erhabener Verzierungselemente und die reiche Verwendung von Tupfen, Einstichen und gereihten Fingernagelkerben. Und im Rheinland und in Nordwestdeutschland ist Fingernagelzier so häufig und wird so intensiv und dicht verwendet, daß sie in Siedlungskomplexen am Niederrhein aber auch an Riesenbechern flächig wird. Fingerkniffe und Doppelkerben können hier die gesamte Oberfläche überziehen, aufrauen und sogar wieder plastisch werden lassen. Durch die Vergesellschaftung mit oder die Verwendung von Wickelschnur- und Stacheldrahtverzierung werden diese Komplexe ebenfalls sehr spät datiert. Auch auf der feine-

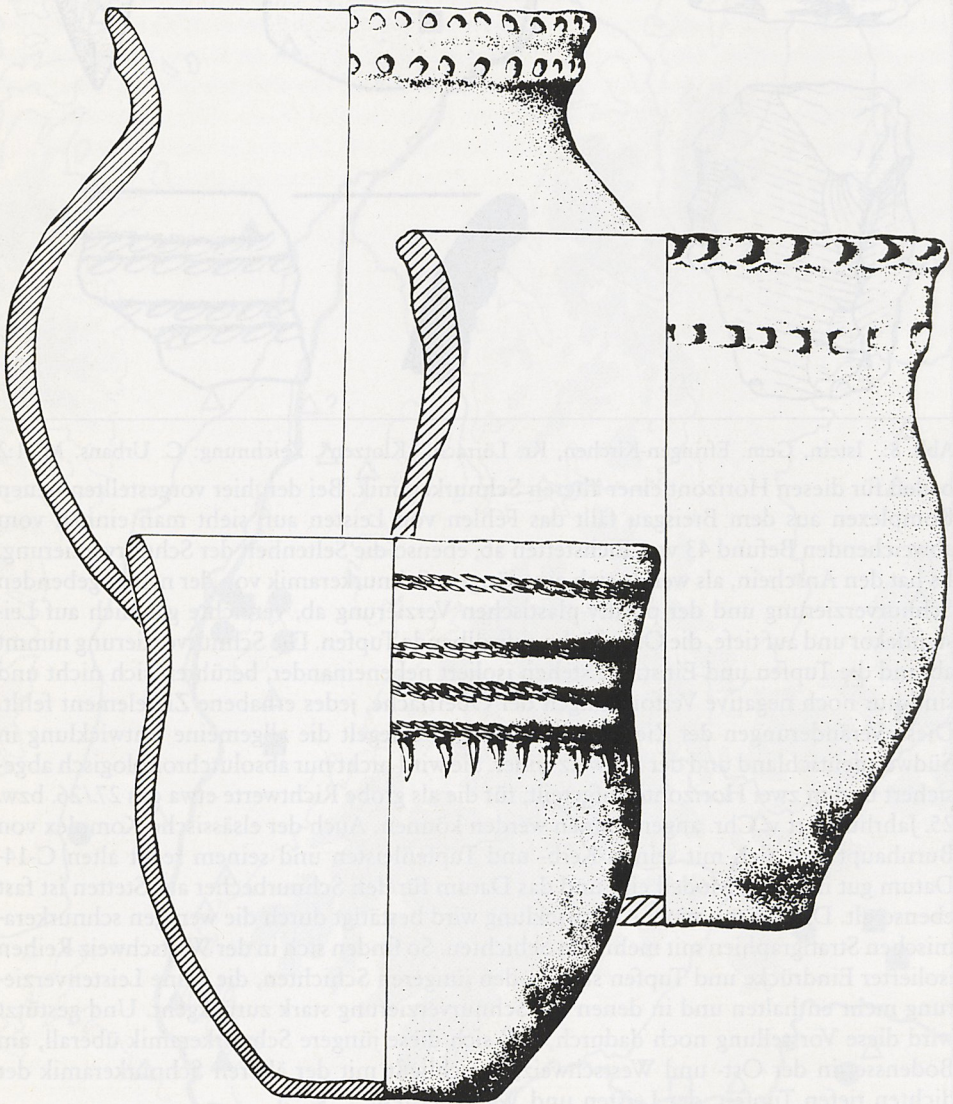


Abb. 9: Burnhaupt-le-Bas, Dép. Haut-Rhin, „Ochsenmattenstraeng“ nach J. und B. Lack. Unterschiedliche Maßstäbe.

ren Ware dieses Raumes, vor allem den Bechern aus Grabfunden, ist ein erheblicher Anteil an Kerb-, Eindruck- und Einstichverzierung festzustellen, und es ist wohl nicht verfehlt, diesen hohen Anteil als Entwicklungstendenz und im chronologischen Sinne als Zunahme zu deuten. Schließlich gehört ja auch die große Zahl der Fischgrätenbecher vom optischen Eindruck her in den Bereich der Kerb- und Eindruckverzierung, auch wenn es sich hierbei von der Technik her oft um eine Schnittverzierung handelt. Die hier skizzierte Entwicklung der Verzierung wird geradezu verkörpert durch einen westfälischen Becher aus Ulenburg, der am Beginn der Glockenbecherentwicklung steht (Abb. 10). Er ist „total“ verziert, die Schnurlinien erstrecken sich vom Rand bis zum Boden, außerdem noch auf den Innenrand. Vor dem Brand sind die Schnurlinien auf dem Unterteil jedoch wieder glattgestrichen und dann mit sechs Reihen von Fingernagelkerben überdeckt worden. Der Übergang von der Schnur- zur Kerbverzierung vollzieht sich hier gleichsam stratigraphisch während der kurzen Zeitspanne der Herstellung auf ein und demselben Gefäß.

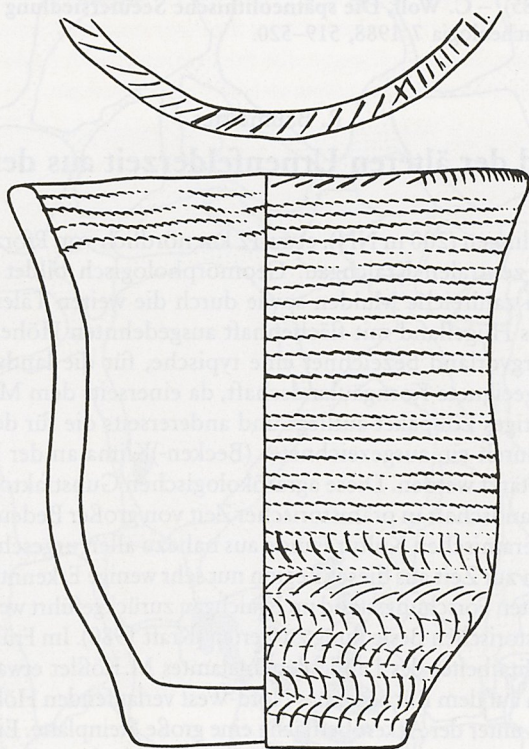


Abb. 10: Ulenburg, Stadt Löhne, Kr. Herford nach J. N. Lanting u. J. D. van der Waals; Mus. Münster. M. 2:3.

Literatur:

N. Bantelmann, Eine schnurkeramische Siedlungsgrube in Speyer. *Offa* 43, 1986, 13–27. – R. Dehn, Neue Grabfunde der Schnurkeramik und der Glockenbecherkultur von Stetten a. d. Donau, Krs. Tuttlingen. *Arch. Nachr. aus Baden* 45, 1991, 3–12. – B. Dieckmann, Eine Siedlung der ausgehenden Frühbronzezeit bei Hilzingen, Kreis Konstanz. *Arch. Ausgr. Baden-Württ.* 1988, 53–58. – M. Graf, Zwei datierte Fundkomplexe der schnurkeramischen Kultur aus der Seeufersiedlung Zürich-Mythen-schloß. *Zeitschr. Schweiz. Arch. u. Kunstgesch.* 44, 1987, 153–160. – E. Gross u.a., Zürich, „Mozartstraße“. *Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen 1* (1987). – B. Hardmeyer, Eschenz, Insel Werd I. Die schnurkeramische Siedlungsschicht (1983). – Ch. Jeunesse, La fosse cordée de Burnhaupt-le-Bas dans le cadre du Néolithique final du Rhin supérieur. *Cahiers de l'Assoc. pour la Promo-*

tion de la Rech. Archéol. en Alsace 2, 1986, 86–101. – **J. Köninger u. H. Schlichtherle**, Zur Schnurkeramik und Frühbronzezeit am Bodensee. Fundber. Baden-Württ. 15, 1990, 149–173. – **H. u. B. Lack**, Un nouvel habitat de la culture à céramique cordée à Burnhaupt-le-Bas (Haut-Rhin). Cahiers de l'Assoc. pour la Promotion de la Rech. Archéol. en Alsace 2, 1986, 75–85. – **W. Pape**, Ein schnurkeramischer Grabfund aus Sasbach. Arch. Nachr. aus Baden 25, 1980, 12–20. – **D. Ramseyer**, La céramique néolithique d'Auvergnier-La Saunerie.- Fouilles 1964–1965 (1988). – **ders.**, Delley–Portalban II. Contribution à l'étude du Néolithique en Suisse occidentale (1987). – **E. Sangmeister**, Schnurkeramik in Süddeutschland. Jahresschr. mitteldt. Vorgeschichte 64, 1981, 117–141. – **ders. u. K. Gerhardt**, Schnurkeramik und Schnurkeramiker in Südwestdeutschland (1965). – **H. Schlichtherle**, Aspekte der siedlungsarchäologischen Erforschung von Neolithikum und Bronzezeit im südwestdeutschen Alpenvorland. Ber. RGK 71, 1990, 208–244. – **Ch. Strahm und C. Wolf**, Das Neolithikum der Westschweiz und die Seeufersiedlung von Yverdon-les-Bains. In: Die ersten Bauern 1; Ausstellungskatalog Zürich (1990) 331–343. – **J. Wahl, R. Dehn und M. Kokabi**, Eine Doppelbestattung der Schnurkeramik aus Stetten an der Donau, Lkr. Tuttlingen. Fber. Baden-Württ. 15, 1990, 175–211. – **J. Winiger u. A. Hasenfratz**, Ufersiedlungen am Bodensee. Archäologische Untersuchungen im Kanton Thurgau 1981 (1985). – **C. Wolf**, Die spätneolithische Seeufersiedlung Yverdon, Avenue des Sports. Rassegna di Archeologia 7, 1988, 519–520.

R. Baumeister

Ein Grabfund der älteren Urnenfelderzeit aus dem Kraichgau

Die Gemeinde Knittlingen (200 m NN), etwa 12 km nördlich von Pforzheim, liegt im offenen Weißachtal im zentralen Kraichgau. Geomorphologisch bildet die Landschaft ein sanft welliges, durch zahlreiche Mulden sowie durch die weiten Täler von Saalbach und Weißach gegliedertes Hügelland mit flächenhaft ausgedehnten Höhen. Dieser Raum am westlichen Strombergvorland bezeichnet eine typische, für die landwirtschaftliche Nutzung hervorragend geeignete Korngäulandschaft, da einerseits dem Muschelkalk und Lettenkeuper ein mächtiges Lößpaket aufliegt und andererseits die für den Ackerbau günstigen Eigenschaften durch ein ausgezeichnetes (Becken-)Klima an der Luvseite des Strombergs zusätzlich verstärkt werden. Diese agrarökologischen Gunstfaktoren waren schon für die Besiedlung der Landschaft in prähistorischer Zeit von großer Bedeutung; so sind beginnend mit der Bandkeramischen Kultur Funde aus nahezu allen urgeschichtlichen Perioden belegt. Daß dennoch zur Zeit aus dieser Region nur sehr wenige Erkenntnisse vorliegen, kann allein auf den schlechten Forschungsstand im Kraichgau zurückgeführt werden und ist nicht als Spiegelbild der prähistorischen Besiedlung zu werten (Kraft 1980). Im Frühjahr 1984 entdeckte der ehrenamtliche Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes M. Kößler etwa 1,6 km südwestlich des Ortes Knittlingen auf dem Rücken eines Nord-West verlaufenden Höhenzuges in einer tiefen Pflugfurche dicht unter der Ackeroberfläche eine große Steinplatte. Eine im Anschluß vorgenommene Untersuchung durch das Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, ergab, daß diese zu der obersten Steinplattenlage einer in ihrem Bestand stark gefährdeten Bestattung gehörte, die in einer aufwendigen Steinsetzung beigesetzt worden war.

Dabei handelt es sich um ein rechteckiges, mit den Längsseiten annähernd Nordnordwest-Südsüdost orientiertes Steinkistengrab mit den äußeren Dimensionen von 3,20:1,60 m, welches in eine nur geringfügig größere Grabgrube eingetieft war. Der Boden des Grabes bestand aus einer sorgfältigen, Stein an Stein gesetzten Pflasterung aus 5 bis 9 cm starken, unregelmäßig geformten Buntsandsteinplatten, auf der sich im Bereich der südlichen Schmalseite (Südwand) die Leichenbrandschüttung mit Resten der Scheiterhaufenasche und die Beigaben befanden (Abb. 1). Die aus Bruchsteinen in Trockenmauertechnik

Abb. 1: Knittlingen, Enzkreis, Bodenpflaster des Steinkistengrabes und Lage der Beigaben und des Leichenbrandes.